

Ein Ausflug ins Jbisital.

---



und Hoffnung, dann aber ließ es sich nicht mehr leugnen, Xaveria hatte wirklich die Schlafkrankheit und mußte zu den übrigen Kranken nach der Insel verbracht werden.

Als die Krankenschwester, der Xaveria früher so getreulich geholfen hatte, die junge Frau so traurig und verlassen unter den übrigen Kranken sitzen sah, kamen ihr unwillkürlich die Tränen in die Augen. Unfähig, ein Wort zu reden, saßen sich beide eine Weile gegenüber, dann begann die Schwester: „Xaveria, der liebe Gott ist es, der dir diese Krankheit geschildert hat; willst du sie nun auch geduldig und mit Ergebung in seinen hl. Willen annehmen?“ — „Ja“, sagte sie, „der liebe Gott will es so haben; es ist also gut und ich bin zufrieden.“ Von da an schwand ihre anfängliche Traurigkeit, sie fügte sich in ihre traurige Lage und begann, soweit ihre schwachen Kräfte noch reichten, sich überall nützlich zu machen. Hier gab sie einem Kranken Wasser zu trinken, dort ordnete sie eine Lagerstätte oder stand einem Sterbenden in der letzten Not bei. Nie sah man sie unzufrieden und nie kam eine Klage über ihre Lippen. Noch einigemal hatte sie das Glück, die hl. Kommunion zu empfangen. Das war dann jedesmal ein wahrer Freudentag für die arme Kranke.

Ihr leibliches Befinden aber wurde zusehends schlimmer, ja, eines Tages bemerkte die Krankenschwester mit Schrecken, daß Xaveria an beiden Seiten genau dieselben Wunden bekam, wie jenes Mädchen, das sie gemeinschaftlich früher gepflegt hatten. Nach 14 Tagen lagen die Hüftknochen offen da. „Xaveria“, sprach nun die Schwester, „erinnerst du dich noch des Wunsches, den du damals geäußert, als wir die Wunden jenes kranken Mädchens reinigten? Siehe, der liebe Gott hat nun deine Bitte erhört. Darum frischen Mut, liebe Xaveria, bald, bald wirst du beim lieben Heiland im Himmel sein, und er wird es dir hundertfach vergelten, was du für ihn hienieden getan!“ — Da kam ein so glückseliges Lächeln über die stillen, abgemagerten Züge der jungen Frau, daß man sie beinahe um ihr Glück hätte beneiden mögen. „Xaveria“, fuhr die Schwester fort, „wilst du, wenn du einmal beim lieben Gott im Himmel bist, auch unser gedanken, der Patres und Schwestern, der Neubekehrten und Katechumenen, auch der lieben Wohltäter, die uns schon so viel Gutes getan haben?“ — „Ja, das will ich, wenn ich irgend etwas bei Gott vermag! Ich werde euch wahrlich nicht vergessen, denn ihr habt mir unendlich viel Gutes getan seit dem Tage, da ich krank und hungrig an eurer Türe anklopfte.“

So vergingen noch einige Tage. Während die anderen Schlafkranken zuletzt ganz stumpfsinnig werden, blieb ihr Verstand hell und klar, bis zur letzten Stunde. Jedenfalls war das auch eine Folge der großen Wunden, worin sich die schlechten Säfte vereinigten. Bei Abwesenheit der Schwester verpflegte die Kranke ein naher Anverwandter, der ihr mit großer Liebe zugetan war.

Als die Schwester eines Morgens wieder kam, gingen ihr die andern Kranken entgegen und meldeten betrübten Herzens: „Xaveria ist tot; soeben ist sie still und ruhig verschieden!“ — Tief ergriffen drückte ihr die Schwester die Augen zu, nähte die Leiche nach Regensitte in ein Tuch ein und begrub sie unter den Bäumen des Urwaldes.

Hier, auf einem gar stillen, ruhigen Plätzchen, harret ihre sterbliche Hülle des großen Tages der

Auferstehung. Wir aber geben uns der sicheren Hoffnung hin, an ihr eine getreue Fürsprecherin im Himmel gefunden zu haben, denn sie war eine gute, reine Seele, und starb als eine wahre Märtyrin der Nächstenliebe.

## Ein Ausflug ins Ibisital.

Von Schw. Friederika, C. P. S.

Lourdes. — Es war am Feste des hl. Antonius d. J., als zwei unserer Missionschwesteren dahier ein Gefährt bestiegen, um zum erstenmale nach der neuen Mission im Ibisital zu fahren. Bruder Hugo, Schaffner in Lourdes, machte den Kutscher, und da eben Mutter Vikarin, Ven. Sr. Adelheid, auf Besuch hier weilte, fuhr sie bis Emaus mit, um daselbst den Ehrw. Vater Franz, den Stifter unserer Schwestern-Kongregation, zu besuchen.

Nach kurzer Rast ging es weiter, dem Umzimkulu zu. Hier hatten wir etwa halb Weg, d. h. zirka 20 englische Meilen; wohl fuhren wir auf ziemlich guter Poststraße, allein die vielen steilen Berge stellten an die waderen Pferde immerhin eine bedeutende Anforderung. Es war mitten im Winter, und da ist es auch im Innern Südafrikas, zumal in früher Morgenstunde, oft bitter kalt. Heuer war die Kälte schon einige Wochen früher als gewöhnlich eingetroffen, und so sahen wir zu unserem Leidwesen in den Feldern, die rechts und links vom Wege lagen, den Mais vielfach erfroren. Auch das Gras war schon völlig dürr und abgestorben, sodaß für das Vieh, das hier auch zur Winterszeit im Freien weidet, — Stallfütterung kennt der Schwarze einfach nicht, — nur eine spärliche Weide übrig ist.

Inzwischen harrten die Kaffern im Ibisital mit Sehnsucht auf unsere Ankunft. Sie wußten, daß wir Schwestern kommen würden, und auch Rev. P. Apollinaris, Rektor und Missionär von Lourdes, sollte noch eintreffen und am nächsten Morgen bei ihnen die erste hl. Messe lesen. Das war ein Ereignis, das natürlich die Gemüter aller in Spannung hielt. Schon lange hielten sie von einem hohen Berge herab Ausschau, ob wir noch nicht kommen würden. Ihre Geduld wurde dabei auf eine ziemliche Probe gestellt, denn Mittag war schon längst vorbei, und noch immer konnten sie nichts von einem Gefährt erblicken. Uebrigens bedeutet eine Strecke von 40 englischen Meilen oder 13½ deutschen Wegstunden eine respectable Tagesfahrt. Endlich trafen wir ein. War das nun ein Schauen, Jubeln und Begrüßen! Denn viele von ihnen hatten noch nie eine Missionschwester in ihrer fremden, seltsamen Ordenstracht gesehen. Noch waren sie in ihrem Staunen und Jubeln begriffen, da hieß es schon: „Der P. Missionär kommt!“ P. Rektor hatte in Lourdes während des Vormittags noch Beicht gehört und war mit seinem schwarzen Katecheten erst gegen 11 Uhr von der Station weggeritten. Der Reitweg ist bedeutend kürzer als der Fahrweg, aber auch viel beschwerlicher. Alle knieten nieder und baten ihn um den hl. Segen. Dann führten sie uns in die nach ihren Begriffen festlich geschmückten Wohnungen. Für uns Schwestern war ein eigener Kraal hergerichtet; er war mit allem Nötigen: Tisch, Bank, Bett usw. ausgestattet, was in einem Kaffernkraal schon etwas heißen will.

Nach einem kleinen Imbiß gingen wir jedoch wieder ins Freie, zumal da gerade ein recht milder und angenehmer Abend war. Schnell scharten sich



die guten Leute, groß und klein, in Massen um uns und erzählten uns immer wieder, wie sie schon im Laufe des Vormittags auf dem Berge gestanden und Anschau gehalten hätten, ob wir noch nicht bald kämen. „Es wurde Mittag“, sagten sie, „und ihr waret noch nicht da; die Sonne begann sich zu neigen, und der Himmel war so trüb, und noch immer sahen wir nichts von einem Gefährt. — Da wurde unsere Hoffnung kleiner und kleiner, doch völlig schwand sie nicht. Ach, wir hatten den Heiden und Protestanten hier herum so viel von den ama-Romas erzählt, wie schön der katholische Gottesdienst sei, wie viele Kinder in Lourdes seien und was sie daselbst alles lernten, und daß die Schwestern sogar ganz kleine Kinder aufziehen — über zwanzig hätten wir gezählt — und wie das alles ganz umsonst, nur für Gott geschehe, usw. Da bekamen auch sie ein großes Verlangen, euch zu sehen. Wenn ihr nun nicht gekommen wäret, so hätte uns das sehr betrübt, denn die Protestanten hätten uns sicherlich verspottet. Ganz hätten wir aber auch dann die Hoffnung nicht aufgegeben; wir wußten, daß ihr kommen würdet, denn ihr hattet es ja versprochen. Nun aber seid ihr, Gott sei Dank, da, und wir freuen uns darüber gar sehr!“ Mit solchen und ähnlichen Worten wurden sie gar nicht müde, uns immer wieder ihre Freude über unsere Ankunft zu bezeugen. Gerne hätten wir die halbe Nacht mit ihnen geplaudert, doch wir waren müde, und zogen uns bei Zeiten zurück. Die Schwarzen aber hörten wir draußen noch lange reden, wie die ama-Roma nun wirklich gekommen seien und sie nicht getäuscht hätten.

Am anderen Morgen läutete das Glöcklein hell und klar, und lud alle miteinander ein zum englischen Gruß. Viele schwarzbraune Hände falteten sich da zu innigem Gebet, leider aber wiegt die Zahl der

Protestanten in dieser Gegend noch bedeutend vor; protest. Missionäre sind eben schon seit vielen Jahren hier, während der Katholizismus erst in neuester Zeit dort bekannt wurde. — Wir Schwestern machten uns frühzeitig auf, um die Eltern eines unserer größeren Schulmädchen zu besuchen. Ach, wie freuten sich die



**Kauashottentotten von Gobabis (Deutsch-Südwestafrika).**

Diese fünf Galgenstricke haben den Missionar Zudd ausgeplündert. Der Stamm ist seit dem Aufstand von 1896 aufgetrieben und der Rest in Windhuk angesiedelt.

guten Leuten über diesen Besuch! Später kamen sie und hörten mit uns die hl. Messe. Diese wurde in einem Kraale gelesen, der jedoch schön gestrichen war und zwei Türen, sowie zwei kleine Fenster hatte. Ein einfaches Altärchen war schon früher von Lourdes hieher geschickt worden, die nötigen Paramente usw. hatten wir tags zuvor selbst mitgebracht, und somit war alles zur schönen Feier bereit. P. Rektor nahm zuerst die kirchliche Benediction vor und begann sodann die hl. Messe — wie schon oben erwähnt, die erste, die hier gelesen wurde, — wobei Bruder Hugo ministrierte und der schwarze Katechet laut vorbetete. Dazwischen wurden auch einige religiöse Lieder gesungen. Nach der hl. Messe war Predigt, worin P. Rektor den vielen protestantischen Seelen gegenüber, von denen es bekanntlich in ganz Südafrika förmlich wimmelt, den apostolischen Ursprung, die allgemeine Verbreitung und unvergängliche Dauer der einen, wahren, römisch-katholischen Kirche betonte. Dann ermahnte er die anwesenden Christen, ihrem heil. Glauben treu zu bleiben und den Heiden und Protestanten ein gutes Beispiel zu geben. Ihre Zahl sei noch verhältnismäßig klein, doch er sei fest überzeugt, sie würde wachsen. Zum Schluß lud er auch die Heiden ein, fleißig zur Kirche zum christlichen Unterricht zu kommen. Auch an sie ergehe jetzt der Ruf des guten Hirten, und wenn sie noch länger im Heidentum blieben, hätten sie keine Entschuldigung mehr. Die Hauptsache sei allerdings nicht der bloße Kirchen-



**Hütten des farbigen Gesindes in Reddersburg (Südafrika).**

Rechts Rundhütte aus Steinen mit Grasdach. In der Mitte Hottentottenpontoft, d. h. Bienenkorbhütten mit Tüchern bedeckt, links davon rechteckige Hütte aus Steinen, Nachahmung der europäischen Häuser. (Nach Photographie v. Herrn Max Meyer-Reddersburg.) Beide Illustrationen aus „Südafrika“ von Prof. Siegfried Passarge.



besuch, sondern das treue Halten der Gebote usw. . . . Die aus aufrichtigem Herzen kommenden Worte fielen augenscheinlich auf guten Boden. Noch lange standen nachher die Leute in Gruppen beieinander und rühmten die Schönheit des katholischen Gottesdienstes, wobei sie unwillkürliche Vergleiche zwischen dem früheren protestantischen und dem jetzigen katholischen Ritus anstellten.

Da tauchte plötzlich Pamula, der protestantische Prediger, auf und ließ durch einen Boten fragen, was denn die ama-Roma hier wollten. Sie, die Protestanten, seien schon längst vor uns dagewesen. Der P. Missionär ließ ihm die bündige Antwort melden: Die protestantische Sekte sei von gestern und würde ebenso schnell wieder verschwinden, wie sie gekommen. Die katholische Kirche aber sei die einzige wahre, von Christus gestiftete Kirche und habe die Verheißung ewiger Dauer. Uebrigens habe er sich in's hiesige Missionsgebiet nicht eigenmächtig eingedrängt, sondern sei vielmehr wiederholt und dringend von gewiegten Männern gebeten worden, hier im Zibisital eine katholische Mission zu beginnen.

Im Laufe des Nachmittags kamen die guten Leute nochmals zu einem kleinen Gottesdienst zusammen. Es wurden einige religiöse Lieder gesungen, die Litanei gebetet, und P. Rektor hielt nochmals eine kleine Ansprache. Dann begaben sich die meisten nach Hause. Selbst die Heiden, die sich uns am Morgen nur schüchtern genahnt hatten, waren jetzt viel zutraulicher geworden. Sie fühlten sich glücklich, daß auch sie den Missionär und die Schwestern gesehen, und gewiß ist in dem Herzen des einen oder andern von ihnen der Wunsch rege geworden, ebenfalls katholisch zu werden.

P. Rektor begab sich in Begleitung mehrerer Christen nach einem benachbarten Kraal. Hier lag ein Mann aus Pondoland am Sterben und begehrte nach der hl. Taufe. Den nötigsten Unterricht hatte er bereits durch den Katecheten erhalten, und so konnte ihm der Priester nach einigen vorbereitenden Akten die hl. Sakramente der Taufe und der Firmung spenden. (Bei Todesgefahr darf hier auch der einfache Priester firmen). Es ging alles so einfach zu. Der Kranke lag am Boden, und die hl. Oele usw. mußten neben ihm auf einer Matte ebenfalls auf den Boden gestellt werden, der Priester aber war mit Chorrock und Stola bekleidet; dennoch aber waren alle Anwesenden voll Staunen über die Schönheit der katholischen Zeremonien. Ich selber wurde am meisten dadurch ergriffen, daß die anwesenden Christen mit dem Priester so schön das Vaterunser und christliche Glaubensbekenntnis beteten, denn es waren das Leute, die vor wenigen Jahren noch Heiden oder wenigstens Protestanten gewesen waren. Beim Scheiden ermahnte der P. Missionär die Kraalinsassen, ihn zu rufen, falls es beim Kranken schlimmer werden sollte, und wäre es mitten in der Nacht. Niemand dachte jedoch an eine unmittelbare Gefahr, und siehe, wenige Stunden darauf war der Neugetaufte schon eine Leiche.

Gegen Abend mußten diejenigen Christen, welche am letzten Osterfeste die heilige Taufe empfangen hatten, beichten. Buße und Sündenbekenntnis hält bekanntlich immer schwer, besonders aber bei Neubekehrten; auch war es bei ihnen erst das zweitemal, daß sie zur hl. Beichte gingen. Begreiflich, daß es daher manchem etwas bange um's Herz wurde. Später meinten sie, der Tote da drunten in jenem Kraal habe einen gar leichten Weg in den Himmel gehabt,

denn er brauchte keine einzige Sünde zu beichten und wurde dennoch von aller Sünde und Strafe frei. . . . Die entfernter Wohnenden kehrten hierauf in ihre Kraale zurück, um am nächsten Morgen abermals zur hl. Messe zu kommen. Sie sprachen ihr Bedauern aus, daß der schöne Tag, an dem sie so viele geistige Freuden erlebt, schon zum Ende neige. „O wie schön“, sprachen sie, „haben es doch die Christen, die bei euch auf der Station wohnen, und ebenso die Schulkinder! Sie haben immer den Priester und die Missions-schwester bei sich. Könntet ihr nicht öfters zu uns kommen? Es ist nicht gar so weit; bloß das erstemal kommt einem der Weg so weit vor. . .“

Am nächsten Morgen sollte die hl. Messe um sechs Uhr sein. Da jedoch die Schwarzen keine Uhr haben, so standen sie schon beim ersten Hahnenstreich auf, um ja nicht zu spät zu kommen. Um vier Uhr waren die meisten schon da; auch war es mondhell und nicht besonders kalt. Der als provisorische Kapelle dienende Kraal steht auf der Farm eines Bruders des Chie, doch ist der Bau einer Kirche, wie schon in einer früheren Nr. des Vergißmeinnicht berichtet wurde, bereits im Gang. Der Chie selbst ist uns Katholiken wohl geneigt, obgleich er sich aus Klugheitsrück-sichten noch ferne hält. Um so wüthender geberden sich einzelne Protestanten. Unser mehr erwählter schwarzer Katechet wurde schon mehrmals mit dem Tode bedroht. Als wir ihn fragten, ob er sich nicht fürchte, gab er die schöne Antwort: „O nein; ich stehe in Gottes Hand; und wenn sie mich wirklich umbringen sollten, so würde dadurch die katholische Mission erst einen rechten Aufschwung nehmen. Viele Protestanten würden dann zu uns übertreten, weil es klar am Tage läge, daß dies nur aus Haß geschehen, während sich die Katholiken gegen ihre Gegner voll Liebe und Duldung benehmen.“ Ich konnte nicht umhin, diesen jungen Mann zu bewundern. Seine Wirksamkeit verdient alles Lob; er hat schon recht schöne Resultate erzielt: die Leute sind gut unterrichtet, verrichten ihre gemeinsamen Gebete in der Kirche recht schön und singen ihre Lieder mit staunenswerter Sicherheit und Präzision.

Unter den am letzten Osterfeste Getauften fiel mir namentlich auch ein junges Mädchen, Namens Genovesa, auf. Sie war früher Protestantin. Als sich nun ihr Vater dem Katholizismus zuwandte, ermahnte sie der protestantische Prediger, darüber zu trauern, denn ihr Vater sei rettungslos der Hölle verfallen. Tatsächlich weinte fortan das Mädchen bitterlich und versuchte mit ihren Freundinnen alles Mögliche, den „verblendeten“ Vater wieder in den Schoß des Protestantismus zurückzuführen. Doch da half kein Bitten, kein Weinen und Flehen; der Vater blieb fest. Noch mehr: nach einiger Zeit wandelte auch Genovesa samt ihrer Mutter die Luft an, katholisch zu werden, und am Ostermontage wurden alle drei: Vater, Mutter und Tochter miteinander getauft. „Wie konnte ich doch anfangs so verblendet sein?“ sagte sie nun selbst, „ich glaubte wirklich, der Vater sei verloren, und nun hat er uns alle auf den rechten Weg gebracht, und wir genießen zusammen ein Glück und einen Frieden, wie ich ihn im Protestantismus nie gekannt hatte.“

Nach der hl. Messe war ein kleines Frühstück, dann ging es an's Abschiednehmen. Nur zwei Nächte waren wir hier gewesen, und dennoch fühlten wir uns schon so innig mit diesen guten Leuten verbunden, daß wir nur schweren Herzens von ihnen schieden.



O wie gern wären sie mit uns gegangen! „O wenn wir auch in Lourdes sein könnten,“ sagten sie, „da hätten wir alle Tage die hl. Messe und wohnten unter lauter Katholiken. Wie schön wäre doch dies!“ — Wir dankten den guten Leuten für die edle Gastfreundschaft, die sie uns gewährt, und schieden mit der Hoffnung auf ein nicht allzu fernes Wiedersehen. Möge, bis wir wieder kommen, im ganzen schönen Jbsital der Katholizismus einen kräftigen Aufschwung nehmen mit einer würdigen Missionskirche als geistigem Zentrum, um das sich alle Gläubigen von nah und fern scharen. Das waltete Gott!

### Ein Schmerzenskind. Von Schw. Engelkerta.

Czenstochau. — Eines Tages kam ein Engländer hieher mit der Bitte, ein kleines, etwa drei Monate altes Kind in Kost und Pflege zu nehmen. Er fügte gleich bei, wir könnten das Kind für immer behalten, da niemand darauf Anspruch erheben würde. . . Er stehe im Begriffe, die Mutter des Kindes, eine Halbweisse, zu ehelichen; das Kind jedoch sei ihnen im Wege. Es gehöre nicht ihm und er könne es daher auch nicht zu seinen Eltern bringen. Ueberdies müsse er mit seiner Braut sofort eine Reise nach Ostafrika antreten und das ginge nicht mit dem noch so kleinen Kinde.

Schw. Vater Gerard trug anfangs Bedenken, auf die Sache einzugehen. Schwester Oberin jedoch, eine große Kinderfreundin, erklärte sich mit Freuden bereit, sich des armen Kindes anzunehmen. . . Damit war die Sache abgemacht. Von den Opfern, die damit verbunden sein sollten, hatte zur Stunde niemand eine Ahnung.

In der folgenden Nacht klopfte es plötzlich an der Türe der Kleinkinder-Bewahranstalt. Als die Schwester öffnete, reichte ihr ein Weißer das Kindlein nebst einem Bündel Kleidungsstücke herein. Er war mit dem Kinde die ganze Nacht auf dem Wege gewesen, hatte den Fluß durchwatet und ging nun eilends wieder davon. Es mochte etwa 1 Uhr nachts sein.

Das Kind weinte und schrie aber ganz erbärmlich und wollte sich von der Schwester absolut nicht beruhigen lassen. Auch Schwester Philippine, die Lehrerin der hiesigen Knabenschule, die unmittelbar nebenan wohnt und durch den ungewohnten Lärm aufgeweckt worden war, versuchte umsonst alle möglichen Beruhigungsmittel. Eine Weile schwieg das Kind, dann aber wand und krümmte es sich wieder unter Tränen wie zuvor. Anfangs dachte man, das Kind fühle sich eben bei uns fremd und verlange bloß nach seiner Mutter, bald aber stieg der Verdacht auf, daß es krank und leidend sei. Was ihm eigentlich fehle, wußte natürlich niemand.

Am nächsten Morgen war großes Erstaunen unter den Schulkindern Czenstochaus. Alle liefen zusammen, um das halbweiße Mädchen zu sehen, das ein so schönes Krausköpfchen und so große, dunkle Augen hatte, die aber ganz merkwürdig steif und starr stets auf den gleichen Fleck blickten. Da es in ein weißes Spitzenkleidchen gehüllt war und auch die sonstige Ausstattung an Wäsche und Kleidungsstücken neu und hübsch war, befaßen die Kinder großen Respekt vor dem neuen, sonderbaren Wesen und gaben ihm den englischen Ehrennamen Lady (Dame.)

Wohin nun mit dem armen Kinde? Im Kinderheim konnte man es, da es mit seinem beständigen Weinen und Schreien das ganze Haus störte, nicht

lassen, also hinunter in's Krankenzimmer, wo Schwester Rajetana mit Liebe und Treue ihres Amtes waltete. Das ziemlich starke, wohlgenährte Kind trank gierig eine Flasche Milch nach der anderen aus, um jedoch das Genossene bald wieder zu erbrechen. Es war offenbar magenleidend. Und die starren, sonderbaren Augen? — Waren stockblind! Und dieses seltsame Drehen und krampfartige Sichwinden des armen Wesens — war die Folge epileptischer Anfälle! — Also blind, krank, epileptisch und, wie wir später erst entdeckten, halbgelähmt! Und dieses arme, kranke, von Vater und Mutter verlassene Kind gehörte jetzt uns! —

Wenn nur das ewige Weinen und Schreien nicht gewesen wäre. So aber schloß das Kind Tag und Nacht kein Auge, weinte, daß es ganz in Tränen gebadet war, und schrie, daß es grün und blau im Gesichtchen wurde und kein Mensch in der Nähe schlafen konnte. Der Reihe nach versuchten mehrere Schwestern das Kind zum Schweigen zu bringen, umsonst. Nur Eines half manchmal, aber auch das nur auf kurze Zeit: die Beschwichtigungsmittel unserer Kaffernmädchen. „Wir wissen es,“ sagten sie, „wie man so einen Schreihals zum Schweigen bringt; wir kennen das aus Erfahrung!“ Und damit band gerade unter den Wildesten und Ausgelassensten unter ihnen bald die eine, bald die andere das Kind auf den Rücken und hüpfte und rannte nun unter ohrenbetäubendem Geschrei mit demselben herum, knüpfte es dann los, warf es wie einen Ball ein Duzendmal in die Höhe, fing es kunstgerecht wieder auf, und fuhr mit dieser Manipulation fort, bis das Kind plötzlich ruhig wurde und endlich einschlief. Das war nun allerdings ein tröstlicher Erfolg, allein wer wollte so ein zartes, krankes Kind auf die Dauer in dieser Art behandeln lassen?

Mittlerweile hatten unsere Kaffernweiber Näheres über die Familienverhältnisse des Kindes erfahren. Was uns da berichtet wurde, war jedoch höchst betrübender Art, und wir führen es nur an, damit unsere Leser einen gewissen Einblick bekommen in die traurigen Zustände, wie sie in einem halb heidnischen, halb protestantischen Lande zuweilen vorkommen. Die Mutter der kleinen Philippine — diesen Namen erhielt das Kind bei uns in der hl. Taufe — war, wie schon oben bemerkt, eine Halbweisse und galt in ihrer Umgebung als seltene Schönheit. Die Großmutter wollte sie um jeden Preis an einen reichen Kaffern verheiraten, der ihr für das schöne Mädchen eine Menge Dhsjen angeboten hatte. Das Mädchen aber wollte von dieser Verbindung nichts wissen, denn sie liebte bereits einen jungen, aber armen Engländer. Der Schwarze aber stellte ihr beständig nach, und bei einem Biergelage gelang es ihm, sie unter Mitwirkung der eigenen Mutter zu berauschen und zu desflorieren.

Als sich das bedrängte Mädchen ihres traurigen Zustandes bewußt ward, geriet sie in helle Verzweiflung. Sie glaubte eine solche Schande nicht ertragen zu können, eilte dem nahen Gehölze zu und erhängte sich. Hier traf sie — war es Zufall oder Fügung Gottes? — ihr Geliebter, der junge Engländer. Er nahm sie vom Baume ab, brachte sie zum Bewußtsein zurück und erfuhr nun von dem unglücklichen Mädchen Grund und Ursache der schrecklichen Tat. Er war nobel genug, ihr nicht nur alles zu verzeihen, sondern trug ihr auch jetzt noch, trotz allem und allem die Ehe an.